

Dieter Kudernatsch

HAMMER, MEISSEL,
MATHEBUCH

Erinnerungen 1966 – 2004

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2018

Bibliografische Information durch die
Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96145-253-8

Copyright (2018) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte beim Autor
Coverzeichnung: Thomas Leibe
Autorenfoto: Carlo Bansini
Fotos im Buch: Schulchronik, privat
Lektorat: André Kudernatsch

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

10,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

INHALT

<i>Kapitel 1</i>	
Die Entscheidung.....	7
<i>Kapitel 2</i>	
Start in Straach.....	15
<i>Kapitel 3</i>	
Icke kann flitzen	25
<i>Kapitel 4</i>	
Volle Fahrt voraus!.....	33
<i>Kapitel 5</i>	
Wir bauen	40
<i>Kapitel 6</i>	
Der lange Weg zum Fernstudium.....	45
<i>Kapitel 7</i>	
Kohle, Erdöl, Eisen – und Blech.....	54
<i>Kapitel 8</i>	
Deutsch-Ost oder Deutsch-West?.....	68
<i>Kapitel 9</i>	
Wir bauen weiter	75
<i>Kapitel 10</i>	
Birkenhund und Tamagotchi.....	83
<i>Kapitel 11</i>	
Politinformation	97
<i>Kapitel 12</i>	
Der Flämingrebell	104
<i>Kapitel 13</i>	
Der letzte Schultag.....	117
<i>Nachwort</i>	121

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Kapitel 1

DIE ENTSCHEIDUNG

Beim Aufbocken meiner Maschine hatte ich große Probleme, weil das keine Straße war, sondern ein Feldweg, der zum Wald führte. Das Motorrad fiel fast um, der Ständer versank im Sand. Aber die Adresse stimmte: Das war die Gartenstraße 4 in Straach im Fläming. Ulla und ich schauten uns an und öffneten mutig die Holztür, vor der wir die 250-er MZ geparkt hatten. Die Tür öffnete sich quietschend. Vor uns lag ein Hof, der mit „Katzenköpfen“ gepflastert war. Auf diesen einfachen Feldsteinen standen drei gewaltige Holzstapel und ein paar windschiefe Schuppen, die demnächst zusammenkrachen würden. Vor uns erstreckte sich ein großes gelbes Haus. Eine dunkle Holzveranda ragte uns entgegen. Das Gelb des Hauses ließ sich nur noch an Resten erkennen, der meiste Putz war längst abgeblättert. Auf dem Dach des Hauses wuchs Moos.

Das alles schreckte uns nicht ab. Vorbei an ein paar schiefen Bretterbuden mit winzigen Fenstern – das waren die Toiletten der Leute, die hier wohnten – liefen Ulla und ich hinter das Haus in den Garten. Im meterhohen Gras erwartete uns eine uralte Schwengelpumpe, die das Haus mit Wasser versorgte. Hinter dem Garten begann der Wald. „Sehr romantisch!“, flüsterte ich meiner Freundin ins

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ohr. Sie war 18 – ich war 23, wir waren seit einem dreiviertel Jahr zusammen.

Das hier sollte unsere erste gemeinsame Bleibe werden. Etwas Eigenes nur für uns! Eine Wohnung im Erdgeschoss war frei. Um die ging es. Ulla nickte tapfer. „Schauen wir uns doch erstmal an, wie es drinnen aussieht. Bestimmt nicht so schlimm“, machte ich ihr Mut.

Doch dann kam es noch schlimmer als erwartet. Die Wohnung war total heruntergekommen und bestand aus Küche, Schlafzimmer und Wohnzimmer. Ein Bad gab es nicht, nur ein Waschbecken in der Küche für das Wasser aus der Schwengelpumpe im Garten. Das Abwasser wurde in Eimern auf die Straße gekippt, gekocht wurde auf einem Gasherd. Trotzdem war da noch die alte Grude – der Ofen, in dem früher das Essen warmgehalten wurde. Die Wände daneben und die Decke waren schwarz! Was man fast nicht sah, da es in der Wohnung stockfinster war. Die Jalousien in den Fenstern hingen durch. Ihre Bänder waren gerissen. Doch durch die Ritzen schien die Sonne. Durch die knarrende Dielung hätte sie auch scheinen können – kaputt, wie sie war.

Die Sonne gefiel uns – wir waren echte Sonnenanbeter. Fast schien es so, als würde uns die Sonne überzeugen wollen, hierher zu ziehen, hierher nach Straach.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Der Direktor der Straacher Schule suchte ein Lehrerehepaar. Wir waren eins! Also fast, das Heiraten fehlte noch. Lehrer waren wir bereits. Also fast! Vor Ulla lagen noch die Abschlussprüfungen. Ich war gerade an einer modernen Wittenberger Schule untergekommen. Nur gehörte dort keine eigene gemeinsame Wohnung zum Angebot. Das hatte uns nach Straach gelockt, denn bis jetzt wohnten wir in einem Zimmer bei meiner Mutter in Pratau.

Die Schule in Straach hatten wir uns vor der Wohnung angesehen. Sie lag gleich neben dem Friedhof und der Kirche und besaß nur vier Räume. Weitere Klassenzimmer waren im Dorf verteilt. Das Hauptgebäude der Schule war ein ehemaliges Kulturhaus, und es gehörten Räume in der Gaststätte, in einer alten Traktorenwerkstatt und in einem Kellergebäude dazu, außerdem ein freier Raum, den die Kirche nicht mehr benötigte. Der Weg vom Hauptgebäude zur alten Schule führte über den Rischebach, aber nur bei Niedrigwasser. Ansonsten musste man einen Umweg durch das Dorf nehmen. Eine richtige Brücke gab es nicht.

Wir fassten zusammen: Eine wild verstreute Schule und eine Bruchhütte! Eigentlich hatten wir uns das anders vorgestellt. Sollten wir lieber in Wittenberg bleiben und weiterhin bei meiner Mutter in Pratau hausen? Oder war es richtig, sich für die Dorfschule mit eigener Wohnung zu entscheiden? Wir disku-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

tierten ewig! Nicht nur auf der Rückfahrt von Straach.

Ich suchte Rat bei meinem Direktor Helmut Hartmann in Wittenberg. Zuerst wollte er uns auf keinen Fall gehen lassen. Junge Lehrer wurden in allen Schulen gern eingestellt. Doch vieles sprach für Straach: Wir hatten vor zu heiraten und uns ein eigenes Leben aufzubauen. Dazu würde die „Räuberwohnung“ sehr gut passen – eine gemeinsame Wohnung, eine gemeinsame Arbeitsstelle, ein sehr kurzer Weg zur Schule und nur wir beide!

Mein Direktor verstand das schließlich und ließ uns schweren Herzens ziehen. Damit stand es fest: „Wir gehen nach Straach!“ Wir waren jung und hatten keine Angst vor der Arbeit, die uns in und an diesem Haus in der Gartenstraße erwartete und von der uns damals nicht klar war, wie groß sie werden sollte.

Wir suchten den Straacher Bürgermeister auf. Erich Richter wollte uns einen Überblick über das Dorf geben und die Einzelheiten zu unserer Mietwohnung erklären. Er ließ wirklich kein Detail aus: „Unser Dorf ist nicht ein Dorf hinterm Mond, sondern ein sehr schönes und lebendiges Dorf. Es gibt viele Handwerker, eine Töpferei, eine Grundschule und eine Polytechnische Oberschule, aber das wissen Sie ja ...“

Wir nickten eifrig, und er fuhr fort: „Ein Kaufhaus, einen Konsum, eine Gaststätte, eine Molkerei ...“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ab da hörte ich nicht mehr richtig zu, Ulla, glaube ich, auch nicht. Der Bürgermeister ratterte alle kleinen Läden vom Bäcker bis zum Friseur herunter, die Handwerker und die BHG, die Sportfeste und die Mai-Umzüge. Als er über die Straacher Feste sprach, wurde es wieder interessant. Bei einer dieser Feiern hatte man ein Pferd und eine Kuh in den Saal geführt, und ein Tisch war zusammengebrochen. Das klang lustig. Ich spitzte die Ohren, als der Bürgermeister stolz berichtete, dass die Straacher Handballer einst gegen eine DDR-Auswahl gewonnen hätten. Denn ich spielte selbst Handball.

Nach diesen Ausführungen erhielten wir endlich unseren Mietvertrag, um erste Arbeiten im Haus durchführen zu können und die Wohnung beziehbar zu machen.

Bei unserer nächsten Begegnung sprach mich der Bürgermeister mit „Bürger Kuder Diaternatsch“ an und schwärmte davon, dass auch Straach bald eine moderne „Nylon-Beleuchtung“ haben würde. Da waren wir ja in ein interessantes Dorf geraten!

Die nächsten Wochen hatten es in sich: Ulla büffelte für die Prüfungen in Quedlinburg. Ich hatte an meiner Schule in Wittenberg Zensuren zu geben und zum ersten Mal in meiner Arbeit als Lehrer Zeugnisse zu schreiben. Ganz nebenbei wollten wir in diesem Sommer heiraten.

Während meine zukünftige Frau und ihre Mutter die Hochzeitsvorbereitungen in Magdeburg trafen, rackerte ich in unserer Straacher Wohnung. Ich kämpfte mich durch Dreck und Müll und wollte einen Anfang schaffen. Meine erste Herausforderung war die Riesengrude in der Küche, dieser mächtige Ofen mit Warmhalteröhre. Der musste raus, denn er stank, war schmutzig und nahm nur Platz weg. Zuversichtlich packte ich mein bescheidenes Werkzeug – Hammer und Meißel – und schlug das Monster über mehrere Stunden aus der Küche. Es rußte und staubte, und ich wusste gar nicht mehr, wohin ich schlug. Doch dann war die Grude besiegt! Ich sah aus wie der schwarze Mann und hustete schwarzen Staub. Auf dem Motorrad fuhr ich zurück nach Pratau. Meine Mutter erschrak vor dem Gespenst, das da von der MZ stieg. Erst nach dem Waschen erkannte sie mich einwandfrei wieder. Ob mich meine Frau so geheiratet hätte? Einen Schornsteinfeger-Dieter?

Die Vorbereitungen für unsere Hochzeit in Magdeburg liefen auf Hochtouren. Das große Wohnzimmer der Schwiegermutter in Diesdorf wurde ausgeräumt, damit die achtzehn geladenen Gäste an der Festtafel Platz finden konnten. Auch mein ehemaliger Direktor aus Wittenberg war eingeladen. Meine beiden Freunde Wilfried und Kurti aus Pratau kamen schon zum Polterabend und schließen ziemlich betrunken auf dem Heuboden. Aber

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

am nächsten Tag waren sie wieder fit und erwarteten uns am Standesamt in Magdeburg/Neustadt. Ulla sagte „Ja“, ich sagte „Ja“ – alles war perfekt. Meine Frau sah wunderschön aus.

Doch wir hatten etwas übersehen. Es war der 30. Juli 1966. Die deutsche Nationalmannschaft spielte im Finale der Fußball-WM gegen England. Sämtliche Gäste wollten das Spiel sehen – und der Bräutigam natürlich auch. Also schalteten wir den Fernseher ein, und dann fiel das berühmte Tor für England. Die Stimmung war am Boden. Meine Schwiegermutter weinte – aber nicht etwa, weil die Deutschen verloren hatten, sondern weil das Essen einfach nicht kam. Sicherlich hatte auch der Lieferdienst das Spielergebnis nicht verkraftet. Er kam fast zwei Stunden zu spät.

Bier und Schnaps und viele alte Witze heiterten die Gäste nach und nach wieder auf. Am Ende feierten wir bis in den frühen Morgen hinein. Ich war müde und glücklich und verheiratet. Jetzt waren wir ein richtiges Lehrerehepaar!



Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Kapitel 2

START IN STRAACH

Die anschließenden Sommerferien brauchten wir, um uns satt zu lieben und an unserer Wohnung in Straach zu arbeiten. Wir wollten uns ein Nest bauen – mit den einfachsten Mitteln. Wie im Kampf gegen die Grude waren das Hammer, Meißel und Muskelkraft.

Unseren Einzug feierten wir mit einem kleinen Umtrunk. Für wenig Geld kaufte meine Frau einige Flaschen „Erdbeerwein“, der nicht schlecht schmeckte und sehr betrunken machte. Am nächsten Tag, als wir unseren Rausch ausgeschlafen hatten, merkten wir, dass das kein Wein, sondern Likör gewesen war.

Im Haus in der Gartenstraße 4 wohnten nun insgesamt fünf Personen: eine alleinstehende Frau in zwei Zimmern im Seitengebäude, von uns später „Oma Gehrke“ genannt, ein älteres Ehepaar im oberen Teil des Hauses in zwei Zimmern und einer Dachkammer, und wir im unteren Teil mit zwei Zimmern und einer Küche.

Nach dem offiziellen Einzug besprachen wir mit dem Bürgermeister die rechtlichen Vorschriften. Wir verblieben mit ihm so, dass wir die Wohnung nach unseren Vorstellungen umgestalten durften, ohne Material oder Geld von der Gemeinde zu

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

fordern. Die Gemeinde war froh darüber, dass eine ihrer Wohnungen letztlich kostenlos saniert wurde, und verzichtete auf Mieterhöhungen.

Ulla und ich fingen mit einer großen Bestandsaufnahme an: Wir schrieben alles auf, was uns an dieser Bude – es war wirklich eine – absolut nicht gefiel und dringend geändert werden musste: die morsche Dielung, die gerissenen Jalousien und die grässliche Außentoilette! Dazu kam Wasser aus der Pumpe im Garten und Abwasser, das auf die Straße gekippt wurde. Garstig waren auch die Öfen, die nicht richtig funktionierten, so dass wir uns im Winter oft erst in der Schule aufwärmen konnten. Meine Mutter weinte bei ihrer ersten Besichtigung unserer Wohnung bitterlich, weil sie so viel Arbeit vor uns liegen sah.

Doch wir steckten voller Ideen. Was wir nicht hatten, war ausreichend Geld. Wir verdienten jeder zirka 420 Mark der DDR. Das war nicht schlecht, aber für große Baumaßnahmen viel zu wenig.

Wir schliefen auf Luftmatratzen, bis die Möbel aus Magdeburg angeliefert wurden. Zwei Schüler aus dem Dorf hießen uns herzlich willkommen, indem sie eine Pappkiste mit Pferdeäpfeln vor unsere Hoftür stellten. Das sollte ein alter Brauch zur Begrüßung sein. Wir nahmen es mit einem Lächeln hin.

Die riesige Kachelgrude in der Küche hatte ich vor der Hochzeit abgerissen. Den Fettfleck an der

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Decke versuchte ich mit Farbe zu überstreichen, doch es gelang mir nicht. Er kam immer wieder durch. Nach Auskunft der Obermieter hatte der frühere Bewohner der unteren Räume Plinsen beim Wenden an die Decke geworfen. Ich glaubte das nicht, fand jedoch keine bessere Erklärung. Erst als ich Jahre später die Decke mit Furnierplatten verkleidete, war der Fleck endgültig verschwunden. Unsere wichtigste Anschaffung war ein Propangas-herd. Die Gasflaschen dazu wurden in einer Füllstation gefüllt, die vierzehn Kilometer entfernt lag. Kein Problem für mich und mein Motorrad! Ich schnallte die Gasflasche einfach mit Lederriemen auf dem Gepäckträger fest und fuhr nach Kropstädt und zurück.



Meine 250-er MZ war bestens geeignet, wagemutige Transporte durchzuführen. Kleine Schränke oder Teppiche wurden mit dem Motorrad nach Straach gebracht. Als wir wieder einmal von einer Einkaufstour nach Hause fuhren, machte meine Maschine nicht mehr mit. Am Braunsdorfer Berg, ungefähr drei Kilometer vor dem Ziel, hatten wir einen Platten. Bepackt mit Taschen, Beuteln und einer Stehlampe, aber ohne Licht, standen wir auf der Straße.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Maschine zu schieben. Wir kamen völlig fertig in Straach an und hatten nichts zum Trinken im Haus. Also holten wir uns zwei Gläser eingekochte Pflaumen aus dem Keller und löschten mit ihrem Saft den Durst.

Sogar einen Tiertransport bewältigte ich mit dem Motorrad. Auf dem Rücken trug ich einen Rucksack, der mit Papier und Folie ausgestopft war. Dort hinein wollte ich in Pratau einen lebenden Karpfen stecken und wie der Blitz die zwölf Kilometer nach Straach zurückdüsen. Auf der Strecke lagen allerdings zwei Bahnschranken. Wenn die unten waren, kostete mich das viel Zeit. Und den Karpfen erst recht! Ich riskierte es.

Der Karpfen erwartete mich in Pratau in der Badewanne. Opa Kühnast und meine Mutter hatten ihn bereits aus ihrem Fischteich im Garten geholt und „reisefertig“ gemacht. Nun wickelte ihn meine Mutter in Folie ein und steckte ihn vorsichtig in

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

den Rucksack. Der Fisch schnappte nach Luft. Ich trat meine Maschine an und brettete los. Allerdings kam ich nicht weit. Gleich die erste Schranke war unten. Ich lenkte um und fuhr wieder nach Pratau. Wir packten den Karpfen zurück ins Wasser. Er erholte sich rasch und schwamm in der Wanne hin und her. Dann fing alles von vorn an: Der Fisch landete wieder im Rucksack, ich düste los – und wurde erneut von der Schranke ausgebremst. Abermals machte ich kehrt. Erst beim dritten Anlauf schaffte ich beide Schranken in einem Ritt. Ich spürte durch den Rucksack, wie der Karpfen an meinem Rücken zappelte. Zu Hause in Straach platschte er in die bereitgestellte Wanne und machte erstmal gar nichts. Aber dann zuckte er, langsam kehrte wieder Leben in ihn. Was ihm nicht viel nützte, denn zwei Tage später bereiteten wir ihn als Festmahl zu.

In der Nähe von Straach, in Möllensdorf, lag ein Badensee, in dem wir uns gern tummelten. Wir brachten es fertig, aus dem Wasser zu kommen und zu sagen: „Wenn wir schon hier sind, dann können wir die restlichen 85 Kilometer bis Magdeburg auch noch fahren!“ – und taten es und besuchten die Schwiegermutter. Die Badesachen wurden einfach am Lenker der Maschine zum Trocknen festgebunden – und wir sausten los! Obwohl sich zu Hause die Arbeit türmte ...

So verging der Sommer 1966. Nach den Ferien sollte unser gemeinsames Berufsleben starten: Meine Frau würde in den Fächern Deutsch, Musik, Heimatkunde und Geschichte in den Klassenstufen 4 bis 6, ich in den Fächern Mathematik und Werken, Klassenstufe 5 und 6, und Technisches Zeichnen, Klassenstufe 8, unterrichten.

Im Dorf hatte sich herumgesprochen, dass ein junges Lehrerehepaar an die Schule kommen würde. Wir waren sehr gespannt auf das Kollegium. Es bestand aus jungen Kollegen und „alten Hasen“. Eine ältere Lehrerin regte sich auf, weil wir anfangs Hand in Hand zur Schule gingen. „Das gehört sich nicht“, blaffte sie. Wir lachten sie aus. Ein Lichtblick war der Direktor. Er war sehr korrekt und hatte viel vor. Die im gesamten Dorf verteilte Schule sollte bald komplett in das umgebaute Kulturhaus ziehen.

Die Schüler waren erst einmal ein wenig unruhig, da es ja die ersten Schultage nach den Ferien war und es ungeheuer viel zu erzählen gab. Und dazu neue Lehrer! Noch kannten wir uns nicht. Völlig unvoreingenommen gingen Ulla und ich an die Arbeit. Bestrafungen wie Anschreien, in die Ecke stellen oder aus dem Unterricht werfen, waren uns fremd. Es gab keine bösen Mitteilungen. Dadurch gewannen wir das Vertrauen unserer Schützlinge.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Das sollte die Grundlage für unser gesamtes Lehrerleben sein.

Trotzdem waren Elternbesuche notwendig. Wir wollten uns vorstellen und von den Eltern mehr über ihre Kinder erfahren, um den Unterricht zu verbessern. Manche Eltern hatten Wurst oder Eier für den „unterernährten“ Lehrer bereitgelegt. Nicht nur das! Als Vater, Mutter und ich am Tisch saßen, kam die Frage: „Ein Bier?“

„Aber nur eins“, lautete meine Antwort. Wir sprachen über ihren Sohn, seine guten Leistungen und sein ordentliches Verhalten. Vor lauter Freude gab es noch mehr Alkohol. Nach dem dritten Bier und dem dritten Schnaps sah ich nicht mehr durch.

Irgendwie schaffte ich es, der vierten Runde zu entkommen. Die anderen Elternbesuche an diesem Nachmittag mussten ausfallen.

Nie wieder trank ich Bier beim Elternbesuch! Nur zum Schuljahresende, wenn wir miteinander feierten. Dabei ging es wild zu. Einmal wurde sogar der arme Hund von Räbigers in die Gartenlaube geholt und musste dort mit seinem Herrchen Akkordeon spielen.

Privat fehlte uns zu unserem Glück nicht mehr viel. Na gut, bis auf ein Bad, einen Wasseranschluss, eine Inntoilette, eine Abwasserleitung, eine ordentliche Dielung und ... da kam doch einiges zusammen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Allmählich gewannen wir Land. Unsere Finanzen besserten sich, weil wir für die LPG Rüben hackten, Blumen für einen Friedhof anbauten, Nachhilfestunden anboten und an der Schule Arbeitsgemeinschaften leiteten, was extra bezahlt wurde.

Meine Frau übernahm die Arbeitsgemeinschaft „Kulturelle Umrahmung“ und die „AG Handarbeit“. Ich trainierte die Handballjungen und war für die Förderung der Matheexperten verantwortlich. Im Laufe der Jahre entdeckte ich zwei Riesentalente: Ralph Schlosser und Eckardt Wildgrube. Sie waren echte Matheasse und belegten bei der Kreismatheolympiade in Wittenberg vordere Plätze. Wir freuten uns gemeinsam darüber.

Nachdem wir nach Straach gezogen waren, tobte ich einmal in der Woche mit den Dorfjungen auf dem Sportplatz herum. Wir spielten Fußball. Das war so richtig nach meinem Geschmack und nach dem Geschmack der Jungs.

Straach war allerdings eher für seinen Handballverein bekannt. Dessen Chef rief mich zu sich und schlug vor, mit den Jungen lieber Handball zu trainieren, um den Nachwuchs für den Männerverein zu sichern. Da ich im Studium Kleinfeldhandball gespielt hatte, übernahm ich das Training gern und kümmerte mich ab sofort um die Handballjungen. Das bedeutete ein Training in der Woche und

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!